

Familie und Gesellschaft

Huinink, Johannes

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Huinink, J. (2003). *Familie und Gesellschaft*. Bremen: Universität Bremen, FB 08 Sozialwissenschaften, EMPAS Institut für Empirische und Angewandte Soziologie, Arbeitsgebiet Theorie und Empirie der Sozialstruktur. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-195659>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Johannes Huinink

Familie und Gesellschaft

1 Vorbemerkung

Familie und Gesellschaft, das ist ein wahrlich umfassendes Thema, das man in einem kurzen Beitrag nicht erschöpfend abhandeln kann. Ich werde daher versuchen, sehr holzschnittartig und fokussiert auf solche Aspekte dieses Verhältnisses aufmerksam zu machen, die mir besonders wichtig und für die heutige Zeit charakteristisch erscheinen und die einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen.

Ich kann bruchlos an zentrale Aussagen anknüpfen, welche Rosemarie Nave-Herz in ihren Arbeiten sowohl in theoretischer als auch empirischer Hinsicht immer wieder und sehr überzeugend vorgetragen hat. Danach hat die Familie (und Ehe) zwar eine stark gewandelte, aber unzweifelhaft bleibende, wenn nicht gar wachsende Bedeutung für die Menschen in unserer modernen Gesellschaft. Die These eines Niedergangs der Familie wird als „Konstruktion der Wissenschaft“ verworfen (Nave-Herz 1998). Zu einfach sind die allzu linear angelegten Thesen des Zerfalls familialer Solidarverhältnisse in sich fortschreitend modernisierenden Gesellschaften. Dennoch kann nicht übersehen werden, dass das Verhältnis zwischen Familie und Gesellschaft in Ländern wie der Bundesrepublik Deutschland prekär und durch systematische, wenn auch nicht unüberwindbare Widersprüche gekennzeichnet ist. Diese schlagen sich im Lebensverlauf der Menschen in schwerwiegenden Entscheidungsdilemmata nieder.

Ich will diese Aussagen im Folgenden aus meiner theoretischen Perspektive erläutern und inhaltlich füllen und daraus wenige Schlussfolgerungen für die zukünftige gesellschaftliche Praxis des „Umgangs“ mit der Familie ziehen.

2 Ausgangspunkte

Wenn vom Verhältnis von Familie und Gesellschaft die Rede ist, so erwartet man, dass die Familie auf ihre institutionelle und sozialstrukturelle Relevanz für die Reproduktion von Gesellschaften hin untersucht wird, die Leistungen der Familie für die Gesellschaft bestimmt werden, aber auch die gesellschaftlichen Leistungen für die Familie einer Analyse unterzogen werden.

Dazu nimmt man gewöhnlich zunächst eine statistisch-demographische Bestandsaufnahme vor, welche in aggregierter Form die wesentlichen Veränderungen im Heirats- und Geburtenverhalten der Menschen, den Wandel der Lebensformen und ihrer Verteilung sowie die Veränderungen der Struktur der intergenerationalen und ver-

wandtschaftlichen Austauschbeziehungen dokumentiert. Sinnvollerweise werden diese Informationen mit den wirtschaftlichen, rechtlichen und familienpolitischen Rahmenbedingungen familialen Lebens verknüpft. Daraus mögen sich erste Rückschlüsse auf spezifische Merkmale des untersuchten Verhältnisses zwischen den gesellschaftlichen Rahmenfaktoren und der Struktur familialer Lebensformen sowie der Praxis der darin gepflegten sozialen Beziehungen ziehen lassen.

Die theoretische Grundlage dieser makro-orientierten Betrachtungen ist in der Literatur unterschiedlich angelegt. Ich will nur auf zwei Ansätze kurz eingehen, welche die aktuelle Diskussion stark geprägt haben und weiterhin prägen werden.

Eine erste Gruppe von Ansätzen deutet den familialen Wandel als Teil eines Differenzierungsprozesses, der die Modernisierung von Gesellschaften begleitet und die Effizienz und Leistungsfähigkeit ihrer Wohlfahrtsproduktion steigert. So behauptet es zumindest die Theorie. Diese Perspektive hat sich theoretisch durchaus als fruchtbar erwiesen. Sie leidet allerdings oft, zumindest implizit, unter einer aus meiner Sicht unangemessenen Gleichgewichtsorientierung. So interpretiert zum Beispiel Thomas Meyer den Wandel der Familie in den letzten fünf Jahrzehnten systemtheoretisch als funktionale Binnendifferenzierung eines Teilsystems privater Lebensformen, das zuvor allein von der modernen, bürgerlichen Kleinfamilie dominiert wurde. Die Familie ist danach als kindzentrierte Lebensform nur noch eine von mehreren möglichen Lebensformen. Dazu gehört das Alleinleben und das Leben in einer Paarbeziehung. Diese Lebensformen können heute in unterschiedlicher Weise den Anforderungen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme besser gerecht werden als eine Familie mit Kindern. Meyer leitet diesen Prozess denn auch als schlüssige Folge wirtschaftlichen und sozialstrukturellen Wandels ab, der durch steigende Mobilitätsanforderungen und die zunehmende Inklusion der Frauen ins Erwerbssystem gekennzeichnet ist (Meyer 1993).

Franz Xaver Kaufmann folgt in seiner Analyse familialen Wandels ebenfalls einer differenzierungstheoretischen Argumentation. Er weist jedoch auf Widersprüche in dieser Entwicklung hin. Dabei richtet er – aus einer theoretischen Auseinandersetzung mit der Frage, ob man überhaupt von einem familialen Teilsystem der Gesellschaft sprechen könne, heraus – den Blick auf einen von ihm so genannten „Normkomplex Verwandtschaft“ als Basis familialer Solidarität. Dieser Normkomplex und das auf ihm beruhende Teilsystem „Familie“ drohe, so schließt er, als Konsequenz der Modernisierung zu erodieren, wenn es nicht gelänge, „verwandtschaftliche Reziprozität und familiäre Leistungen auf neue Weise zu institutionalisieren“ (Kaufmann 1995: 155). Alles andere hätte aber nicht absehbare, leistungsmindernde Konsequenzen für die gesamte Gesellschaft.

Ein weiterer Widerspruch, den Kaufmann deutlich macht, besteht darin, dass im Zuge der fortschreitenden Modernisierung auf der einen Seite Elternschaft – hier spricht er von einem Normenkomplex „verantwortete Elternschaft“ – an Relevanz für Individuen und Gesellschaft gewinnt. Auf der anderen Seite sehen sich Familien jedoch „strukturellen Rücksichtslosigkeiten“ der gesellschaftlichen Teilsysteme und deren In-

situationen gegenüber, welche die Elternschaftspraxis erheblich erschweren (Kaufmann 1988; 1995).

Rosemarie Nave-Herz, die ebenfalls eine differenzierungstheoretische Charakterisierung des familialen Wandels präferiert, weist auf andere Widersprüche oder Paradoxien hin. Sie zeigt, dass der differenzierungstheoretisch plausible und begründete Bedeutungsgewinn der intimen Paarbeziehung und ihrer institutionalisierten Form der Ehe als exklusiver Modus eines auf psychisch-emotionale Befriedigung hin ausgerichteten Miteinanders eine entscheidende Ursache für die zunehmende Fragilität und Instabilität von Paarbeziehungen und Ehen ist. So sind die steigenden Scheidungszahlen zu erklären (Nave-Herz et al. 1990).

Eine zweite Gruppe von Ansätzen folgt individualisierungstheoretischen Argumentationsmustern. Der Wandel der Familie im Zuge der Modernisierung ist danach durch die Auflösung traditioneller sozialer Bindungsmuster, durch den Geltungsverlust religiös abgesicherter Glaubens- und Normenkomplexe und durch die Erfordernisse und Zumutungen der „Re-Integrationsleistungen“ durch Markt und Staat bestimmt (Beck 1986). Aus dieser Perspektive ist eine De-Standardisierung und De-Institutionalisierung individueller Lebens- bzw. Familienformen unausweichlich. Für einige gar ist die Familie in einer individualisierten Gesellschaft unweigerlich dem Zerfall preisgegeben (Miegel/Wahl 1996).

Differenziertere Analysen, etwa von Elisabeth Beck-Gernsheim, heben dagegen Widersprüche hervor (Beck-Gernsheim 1998). Die Individuen entledigen sich im Zuge des Individualisierungsprozesses traditioneller Bindungen und gehen dabei auch sozialer Sicherheiten verlustig. Sie gewinnen persönliche Autonomie und Verantwortung zugleich. Das Bedürfnis nach emotionaler Wärme und Anerkennung in persönlichen Beziehungen nimmt nicht ab. Zum einen behauptet Beck-Gernsheim, mit Hinweisen auf die Bedeutung von Partnerschaft und Mutterschaft für die individuellen Glückserfahrungen, eine bleibende Relevanz von intimer Paarbeziehung und Elternschaft. Zum anderen sind Partnerschaft, Ehe und Familie Hindernisse für die wachsende individuelle Autonomie der Menschen und ihr Streben nach Unabhängigkeit und, besonders für die Frauen, die gleichberechtigte Partizipation am Arbeitsmarkt (Beck-Gernsheim 1988).

Ich möchte im Folgenden den Thesen von Widersprüchlichkeiten in der Entwicklung der Familie in modernen Gesellschaften weiter nachgehen. Ich werde zeigen, dass diese Widersprüche zwar systematisch angelegt sind, dass ihre Relevanz für den Wandel der Familie in Gesellschaften aber sehr unterschiedlich sein kann.

Meinen theoretischen Fokus werde ich anders setzen, als es die makrotheoretischen Ansätze tun. Ich gehe das Thema von der Individualperspektive her an. Dem liegt eine simple Einsicht zugrunde: Eine Ehe und Familie gründet und hat man nicht um der Gesellschaft willen – Personen und Paare tun das für sich, aus einer sehr persönlichen Motivation heraus.

Die Menschen folgen annahmegemäß im weitesten Sinne dem Prinzip, für sich das den eigenen Ansprüchen gemäß Bestmögliche im Leben erreichen zu wollen. Die Frage des „Ob“ und „Wann“ der Familienentwicklung war daher immer schon, ist aber heute

noch stärker als früher einem entsprechenden Planungskalkül unterworfen. D.h., die Etablierung familialer Lebensformen ist grundsätzlich, wenn auch mit zum Teil erheblichen Einschränkungen, Gegenstand bewusster, persönlicher Entscheidungen des Einzelnen oder der Partner (Huinink 1995). Die starken, langfristigen Folgen und Bindewirkungen von Ehe und Familie verbieten es gleichsam, auf eine lebenslaufkontingente Abwägung von zu erwartenden Vor- und Nachteilen sowie Realisierungschancen zu verzichten.

Die „technischen“ Kompetenzen im Hinblick auf die individuelle Familienplanung sind außerdem erheblich gewachsen. Die Familienentwicklung kann (noch) als einer der wenigen Bereiche gelten, der weitgehend der individuellen Planungsmacht unterliegt. Die Familiengründung ist sehr viel umfassender und präziser disponibel als andere Entscheidungen im Lebensverlauf.

Dieses hat in den letzten vier Jahrzehnten zu einer starken Verlagerung der Familiengründung in spätere Lebensalter beigetragen. Die Entscheidung zur Elternschaft hat langfristige Bindungen zur Folge. Es liegt daher nahe, ebenfalls nutzbringende, aber weniger ressourcenträchtige und sozial bindende Entscheidungen in nichtfamilialen Handlungsfeldern vorzuziehen und die Entscheidungsschwelle zugunsten einer Ehe bzw. Elternschaft zu erhöhen. Außerdem ist ohnehin in der modernen Gesellschaft der Ausbildungs- und Berufserfolg für die wirtschaftliche Absicherung des Lebenslaufs entscheidend. Eine eigene Familie hat daran keinen entscheidenden Anteil mehr. Und je höher die Ansprüche an die angestrebte Elternschaft sind und je größer die Bereitschaft zu Investitionen in die Kinder ist, desto größer ist die Relevanz biographischer Sicherheit und desto größer dürfte die Risikoaversität bzgl. einer Familiengründung sein.

Die biographischen Entscheidungen folgen einer subjektiven, nicht einer kollektiven Rationalität. Aber die individuellen Erwartungen, Aspirationen und Lebenspläne sowie deren Realisierungschancen hängen von gebotenen Opportunitäten und Restriktionen und von den zur Verfügung stehenden Ressourcen verschiedenster Art ab. Das ist eine Binsenweisheit. Und dass dabei individuelle, aber gleichwohl sozial geprägte Orientierungen, Einstellungen und Wertvorstellungen, die zum Teil durch soziale Normen „gesichert“ sind, die Entscheidung beeinflussen, ist ebenso offenkundig.

Die existenzsichernden Effekte der Familienentwicklung für das gesamte Gemeinwesen – die Ökonomen sprechen von den „externen Effekten“ – sind aber in der Regel nicht von den Individuen beabsichtigt, sondern realisieren sich als nichtintendierte Konsequenzen ihres Handelns.

Darin begründet sich das gesellschaftliche Interesse an diesen sehr persönlichen Planungen und Handlungen. Die Frage wird aufgeworfen, wie man durch die Gestaltung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen (indirekt) auf das Familienverhalten Einfluss nehmen kann. Die regulativen Instanzen des Gemeinwesens versuchen allerdings in sehr unterschiedlichem Ausmaß, durch die Gestaltung der Lebensbedingungen seiner Mitglieder systemsichernde Effekte familialen Handelns zu provozieren und auf Dauer

zu stellen – auch mit unterschiedlichen Mitteln und mit mehr oder minder gutem Erfolg.

3 Zum Wandel des Verhältnisses von Familie und Gesellschaft

Betrachten wir das Verhältnis zwischen Familie und Gesellschaft und dessen Wandel noch etwas genauer. Spüren wir die Widersprüche auf, die sich im Zuge der Modernisierung, wie ich meine, systematisch aufbauen.

In Familien erbringen Menschen grundlegende, ja unverzichtbare Leistungen für sich, füreinander und für das Gemeinwesen als Ganzes. Im fünften Familienbericht (1994), bei Kaufmann (1995) und unter Bezug darauf im letzten Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen „Gerechtigkeit für Familien“ (2002) wird nach individuenbezogenen und gesellschaftlich relevanten Leistungen unterschieden.

Familienmitglieder profitieren auch heute noch in materieller Hinsicht von einer gemeinsamen Haushaltsführung und von der gegenseitigen Unterstützung in Tätigkeiten, die der physischen Regeneration dienen. Familien bieten den Raum für die Pflege und Erziehung der Kinder, die Bereitstellung von Sozialisations- und Bildungsleistungen an sie und vermittelt ihre soziale Platzierung. Familien bieten heute aber vor allem den sozialen Raum für die emotionale Stabilisierung ihrer Mitglieder, welche durch die besondere Art der intimen, sehr persönlichen sozialen Beziehungen zwischen Partnern sowie Eltern und Kindern ermöglicht wird.

Bezogen auf die Gesellschaft ist die Familie immer noch die Basis für die Bildung sowie die Reproduktion und den Erhalt gesellschaftlichen Humanvermögens. Sie trägt außerdem wesentlich zur Stabilisierung der Solidarität zwischen den Generationen bei, die sich als Kernelement gesellschaftlicher Solidaritätspotenziale erweist (Kaufmann 1995). Diese Leistungen der Familie für die Gesellschaft realisieren sich – wie schon erwähnt – zuvorderst als nichtintendierte Konsequenzen individuell motivierten Handelns, das sich im wesentlichen aus der Attraktivität familialer, sozialer Beziehungen für den Einzelnen begründet.

Die moderne Gesellschaft ist zumindest auf absehbare Zeit auf diese Leistungen „in hinreichend guter Qualität“ angewiesen. Doch scheint sie wenig „bereit“ zu sein, den Menschen den Raum zu gewähren, den diese brauchen, um diese Leistungen in Familien zu erbringen. Dahinter steht eine entscheidende gesellschaftliche Kluft zwischen dem familialen Handlungskontext einerseits und nichtfamilialen Handlungsbereichen der Gesellschaft andererseits, wie ich nun kurz erläutern möchte:

Die Rolle der Familie als soziale Gruppe und gesellschaftliche Institution, zwischen individuellem Interesse und gesellschaftlicher Bedeutung, hat sich – wie wir alle wissen – im Laufe der letzten 250 Jahre stark verändert. Familien sind nicht mehr die sachlich und wirtschaftlich begründeten Solidargemeinschaften, deren interne Handlungslogik in der Vormoderne mit derjenigen in anderen Bereichen der Gesellschaft übereinstimmte. Die familienspezifische Handlungslogik ist heute prioritär durch die Pflege und Aufrechterhaltung psychisch erfüllender und emotional befriedigender, enger,

nichtstrategischer Beziehungen bestimmt. Die modernen gesellschaftlichen Institutionen folgen dagegen einer strategischen, ökonomischen Handlungsrationalität und bieten dafür Einkommen, soziale Sicherung und materielle Wohlfahrt.

Im Zuge des sozialen Wandels in den modernen Wohlfahrtsstaaten hat sich die Struktur der Vor- und Nachteile von Ehe und Elternschaft stark verändert. Direkte ökonomische Vorteile sowie Versorgungs- und Versicherungsnutzen von Ehe und Elternschaft spielen eine immer geringere Rolle. Sozio-normative Faktoren, wie soziale Anerkennung durch Ehe und Elternschaft, haben an Bedeutung verloren. Dagegen sind die erwarteten psychisch-emotionalen Effekte des Lebens mit Partnern und Kindern wichtiger geworden (Nauck 2001). Sie verweisen auf die, zumindest in der idealen Vorstellung von strategischen Momenten entlastete, einzigartige Qualität der engen, intimen Beziehungen zwischen Partnern sowie zwischen Eltern und Kindern. Rosemarie Nave-Herz hat in diesem Zusammenhang die „Emotionalisierungsthese“ für den Wandel der Attraktivität von Paarbeziehungen und Ehe formuliert (Nave-Herz 2002).

In Bezug auf die Ehe kann man allerdings zeigen, dass emotionale und wirtschaftliche Anreize durchaus noch Hand in Hand gehen. Das kann man sich am deutsch-deutschen Vergleich recht gut klarmachen. In Ost und West ist der Wandel der Ehe bis heute unterschiedlich weit vorangeschritten. Ein Indiz dafür ist der außerordentlich große Unterschied in den Nichteheleichenquoten in Ost- und Westdeutschland, der sich nach der Wende noch einmal verstärkt und danach bis zum Jahr 2000 nicht wieder verringert hat. In Ostdeutschland ist die Wahrscheinlichkeit einer nichteheleichen Konzeption schon sehr viel höher als in Westdeutschland. Doch auch das Heiratsverhalten während einer Schwangerschaft hat sich nach unseren Untersuchungen bemerkenswerterweise nicht angeglichen (Huinink/Konietzka 2002). Es gibt eine Reihe von Ursachen für diese Differenz, die zusammenfassend mit einer anderen These von Rosemarie Nave-Herz begründet werden kann: die kindorientierte Ehegründung (Nave-Herz 2002). Ihre Dominanz im Westen bzw. ihr Ausbleiben im Osten ist nun sowohl ökonomisch, als auch sozio-normativ zu begründen. Den rechtlichen Aspekt des seit 1998 veränderten Kindschaftsrechts in Deutschland lasse ich einmal außer Acht. Die Ehe bringt in Westdeutschland für die Frauen noch einen erheblichen „Versicherungsnutzen“ mit sich. Das gilt vor dem Hintergrund, dass sie im Fall einer Kindgeburt mit höheren Ausfällen im Hinblick auf ihre Erwerbsarbeit rechnen (müssen) und damit stärker vom Einkommen eines Partners abhängen. Das gilt auch für die Altersversorgung. In Ostdeutschland ist die Orientierung der Frauen auf wirtschaftliche Unabhängigkeit traditionell stärker. Sie ist auch auf Grund der besseren Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Mutterschaft besser einlösbar. Die kindzentrierte und emotionalisierte Eheschließung ist den ostdeutschen Frauen und Männern daher eher fremd. Dass die nichteheleichen Lebensgemeinschaften in Ostdeutschland für viele auch im Fall einer Elternschaft die Ehe ersetzen, kann nur vermutet werden.

Die Familie hat zwar ihre Stellung als Basis des Ungleichheits- und Machtgefüges der Gesellschaft in der Vormoderne verloren, als Basis intergenerationaler Solidarität ist sie aber nach wie vor intakt. Die intergenerationalen Transferbeziehungen haben kaum an Bedeutung verloren und begründen nach wie vor eine wirtschaftliche Relevanz der Familie. Der Transfer von Wissen, Vermögen und Hilfeleistungen zwischen den Generationen funktioniert. Damit hängt im Übrigen zusammen, dass die Familie zu einer Perpetuierung des Systems sozialer Ungleichheit beiträgt (Szydlik 2002). Auch dieses ist ein Aspekt der Beziehung zwischen Familie und Gesellschaft, den ich hier aber nicht weiterverfolge.

Trotz der zuletzt erörterten Sachverhalte sind die instrumentellen Aspekte familialer Solidarität nicht mehr das bestimmende Moment familialer Handlungsrationalität, sondern sie werden durch die intrinsischen Motive für die Etablierung enger sozialer Beziehungen in Ehe und Familie überdeckt.

Sehr plastisch führt eine Version einer Modernisierungstheorie diese Entwicklung vor Augen, welche James Coleman unter dem Label der „Asymmetrischen Gesellschaft“ vorgestellt hat (Coleman 1986). Coleman zeigt, dass die von ihm so genannten zielorientierten Strukturen der Gesellschaft (Marktakteure, intermediäre und staatliche Organisationen) den modernen Bedürfnissen der Familie gegenüber blind sind und sein müssen. Da nach Coleman die korporativen Akteure der zielgerichteten Struktur am längeren Hebel sitzen, entziehen sie den Familien mehr und mehr die Verfügbarkeit über ihr Personal, um es für ihre organisational abgesicherten zweckrationalen Ziele einzusetzen.

Wenn es aber um die Verantwortlichkeit der nachfolgenden Generation gegenüber geht, versucht der Markt und auch der Staat nur allzu gern, Lasten auf die Familien zu verlagern oder dort zu belassen. Das öffentliche Interesse an den Bedürfnissen und Interessen von Familien ist begrenzt und strategisch motiviert. Die Möglichkeit der Übernahme der spezifischen familialen Leistungen durch Instanzen der zielgerichteten Struktur sind ohnehin systematisch eingeschränkt. Der Verweis darauf, dass man sich nicht in die privaten Angelegenheiten der Menschen einzumischen habe und einmischen könne, ist daher im Prinzip korrekt. Er wird aber einerseits apologetisch für die Verschleierung der strukturellen Rücksichtslosigkeit gegenüber der Familie benutzt. Zum anderen deutet er darauf hin, dass Markt und Staat die Familie nicht ersetzen können.

Wir halten fest: Im Zuge der fortschreitenden Modernisierung treten die Rationalitätsbasis familienbezogenen Handelns einerseits und die Rationalitätsbasis des Handelns in nichtfamilialen gesellschaftlichen Bereichen (Staat und Markt) andererseits systematisch auseinander. Der moderne Mensch sieht sich damit widersprüchlichen Anforderungen der Lebensgestaltung gegenüber.

Diese in der Realität natürlich nicht so definitive „Teilung“ der modernen Gesellschaft findet sich idealtypisch in zahlreichen Gesellschaftsentwürfen wieder, die allerdings – mit Ausnahme von Coleman – nicht spezifisch auf die Problematik des Verhältnisses von Familie und Gesellschaft verweisen. Man denke an die Begriff-

lichkeit der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung bei Max Weber oder des Systems und der Lebenswelt bei Jürgen Habermas, die eng mit idealtypisch differenzierten Handlungsrationaltäten verbunden sind.

Wie kann aber die damit aufgezeigte Kluft zwischen familialen und nichtfamilialen Handlungsräumen der Gesellschaft, wenn nicht behoben, so doch zumindest überbrückt werden? Muss sie überhaupt überbrückt werden?

In der ersten Phase der Moderne hat die Verankerung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen dem Mann als ‚breadwinner‘ und der Frau als ‚homemaker‘ das Auseinanderstreben von familialen und außerfamilialen Handlungsbereichen aufgefangen und die fortschreitende Modernisierung erst möglich gemacht. So bot die bürgerliche Familie das adäquate Arrangement, um der aufstrebenden kapitalistischen Ordnung zu ihrem Sieg zu verhelfen.

Wir wissen, dass sich die Rolle der Frau in den letzten Jahrzehnten nachhaltig verändert hat und die Frauen aus der ‚homemaker‘-Position heraus in die Institutionen der „zielgerichteten Struktur“, um noch einmal Colemans Begriff zu benutzen, streben. Der stetige Anstieg der Partizipation der Frauen an schulischer und beruflicher Ausbildung sowie marktmäßiger Erwerbsarbeit ist eng damit verknüpft. Die Ausweitung der Bildungs- und Erwerbsbeteiligung der Frauen hat zu einer nachhaltigen Veränderung ihrer Rolle in Partnerschaft, Familie und Gesellschaft und zu einer Neustrukturierung der „weiblichen Normalbiographie“ beigetragen. Sie hat auch zu einem veränderten Selbstverständnis der Frauen geführt, das mit der traditionellen Form der Familienentwicklung nicht mehr vereinbar ist (Beck-Gernsheim 1988). Das bürgerliche Arrangement funktioniert also nicht mehr.

4 Individuum, Familie und Gesellschaft im Widerspruch

In dem Maße, wie die angedeutete Kluft zwischen familialen und nichtfamilialen Handlungsbereichen der Gesellschaft nicht überbrückt wird – geschlossen werden kann sie prinzipiell nicht – ist das Verhältnis von Familie und Gesellschaft grundsätzlich prekär und führt zu individuellen Entscheidungsdilemmata. Das soll im Folgenden näher begründet werden.

Zunächst könnte man behaupten, dass der Widerspruch nur scheinbar bestehe, da die Vorteile des Engagements im familialen und nichtfamilialen Bereichen der Gesellschaft substituierbar seien. Diese Annahme liegt, wenn auch nicht explizit angesprochen, den Thesen vom Verfall der Familie zugrunde. Die Individuen ziehen sich ohne „Verlust“ aus den familialen Handlungsfeldern zurück und engagieren sich statt dessen nutzbringend im nichtfamilialen Handlungsraum. Auch Coleman argumentiert so und kommt zu dem Schluss, dass Kinder nur noch ausschließlich als öffentliche Güter anzusehen seien, da es keine private Motivation für eine Investition in Kinder und deren „Qualität“ gäbe (Coleman 1990). Die moderne Gesellschaft drohe demnach im Hinblick auf ihre biologische Reproduktion, wenn sie keine selektiven Anreize zur Elternschaft setzt, in die Falle des Kollektivgutproblems zu tappen.

Die Annahme einer weitgehenden Substituierbarkeit der unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungen für die Befriedigung individueller Wohlfahrtsziele und die Annahme, dass die spezifischen Vorteile der engen sozialen Beziehungen durch Marktgüter und marktvermittelte Beziehungen oder Beziehungen in und zu gesellschaftlichen Institutionen ersetzt werden können, ist aber wenig plausibel. Ich habe selber versucht, sie ausführlich zu widerlegen (Huinink 1995). Soziale Beziehungen in öffentlichen und marktorientierten Strukturen der Gesellschaft können zu materiellem Erfolg, sozialem Status und sozialer Anerkennung verhelfen. Der spezifische emotionale und affirmative Effekt sozialer Primärbeziehungen kann aber nicht durch diese Arten individuellen Erfolgs substituiert werden.

Wir haben es daher in Bezug auf die verschiedenen Typen sozialer Beziehungen eher mit einer Komplementaritäts- oder gar einer Steigerungsbeziehung zu tun als mit einer Substitutionsbeziehung. Das bedeutet, dass die Überbrückung der Kluft zwischen familialen und nichtfamilialen Handlungsräumen im Interesse der Individuen und letztlich auch der Gesellschaft liegen muss. Ich spreche von einer Vereinbarkeitsmotivation. Diese lässt sich auch nachweisen, wenn man entsprechenden Ergebnissen von Befragungen und Surveys, wie der letzten Shell-Jugendstudie 2002 (Shell 2002), glauben darf.

Die Nutzung der komplementären Vorteile familialer und nichtfamilialer Leistungen setzt aber „vermittelnde Institutionen“ voraus, die den Menschen ein Engagement in beiden Bereichen erlauben. Fehlen diese vermittelnden Institutionen, wird es im Hinblick auf die Familienplanung zu grundlegenden Entscheidungsdilemmata kommen.

Die einfache Schlussfolgerung aus den bisherigen Überlegungen ist: Elternschaft und Familie haben durch den gesellschaftlichen Wandel zugleich grundsätzlich an Attraktivität und an Problemhaftigkeit gewonnen.

Es gibt eine beständige, „moderne“ intrinsische Motivation zur auf Dauer angelegten Paarbeziehung und zur Elternschaft. Intime Paarbeziehungen und Elternschaft stellen besondere Typen sozialer Beziehungen dar, die durch ein hohes Ausmaß direkter persönlicher, nicht-strategischer Kommunikation sowie einer unspezifischen Bereitschaft zur gegenseitigen Solidarität gekennzeichnet sein können. Gerade in der modernen Gesellschaft, in denen die Individuen nicht mehr in traditionellen Sozialverbänden „aufgehoben“ sind, gibt es ein konkretes Bedürfnis für diese Art von sozialen Beziehungen, deren spezifischer Nutzen für die Akteure als Nebenprodukt authentischer, sozialer Interaktion zustande kommt. Darin gewinnen sie die notwendige persönliche „Affirmation“ und machen wichtige Selbstwirksamkeitserfahrungen, die ihnen helfen, als handlungsfähige, autonome Akteure in der modernen Gesellschaft erfolgreich zu bestehen. Kinder und Jugendliche erleben in diesen Beziehungen die Phasen des Aufbaus ihrer Ich-Identität, Erwachsene gewinnen darin die fortwährende Rekonstruktion und Bestätigung ihrer Identität über geeignete kommunikative Akte der Selbstvergewisserung. So werden und bleiben sie in einer komplexen und durch fortwährenden Wandel gekennzeichneten Gesellschaft handlungs- und entscheidungsfähig (vgl. Huinink 1995).

Diese spezifischen Vorteile enger Beziehungen erhält man nur, wenn man einen hohen Grad an sozialer Kontrolle und biographischen Festlegungen in Kauf nimmt. Sie

ziehen mehr oder weniger hohe Opportunitätskosten im Hinblick auf nichtfamiliäre Aktivitäten nach sich. Sie gehen mit einem mehr oder weniger starken Ausschluss von Handlungsoptionen einher, die in modernen Gesellschaften für Frauen und Männer in einem zunehmend breiten Spektrum angeboten werden. Die Partizipationschancen sind umso so größer, je reichhaltiger die Vereinbarkeitsoptionen und geringer die Kosten von Vereinbarkeitsregelungen sind.

Auch die direkten Kosten der Kinderziehung sind gestiegen. Trotz der Auslagerung zahlreicher Funktionen zur Erziehung und Bildung der nachwachsenden Generation – vor allem das Bildungssystem ist hier zu nennen – haben sich die Investitionen in die Kinder im Rahmen einer verantwortungsbewussten Erziehungsarbeit der Eltern erhöht. Eltern sind allerdings auch motiviert, in die Qualität von Partnerschaften und in möglichst optimale Bedingungen des Aufwachsens der Kinder zu investieren, da diese Investitionen hohe Returns für den psychischen Erlebnishaushalt versprechen. Die soziale Anerkennung, die man mit einem „erfolgreichen“ Kind erntet, dürfte ebenfalls nicht zu vernachlässigen sein.

Auch enge soziale Beziehungen in Paargemeinschaften haben an Attraktivität und an Problemhaftigkeit zugleich gewonnen. In der Ambivalenz dieser Beziehungen liegt vor allem ihre Verunstetigung begründet.

Die Ambivalenz zwischen Attraktivität und Bindewirkung enger sozialer Beziehungen verschärft auch hier das Opportunitätskostenproblem. Daraus resultiert ein Druck, aus der getroffenen Wahl den optimalen Nutzen zu ziehen, und ein hoher Anspruch an den Partner. Die Bereitschaft zur Aufrechterhaltung einer nicht befriedigenden Bindung sinkt. Die Emotionalisierung von Partnerschaften hat die traditionellen Mechanismen, welche Partnerschaften auf Dauer stellten, nachhaltig untergraben. Aber auch wegen der relativ hohen Bindungskosten „leidet“ die Bereitschaft zur dauerhaften Partnerschaft. Das wiederum hat einen verminderten Effekt auf die Bereitschaft zur Familiengründung, denn diese setzt in der Regel eine als verlässlich und befriedigend erfahrene Partnerschaft voraus.

Von dem durchgreifenden sozialen Wandel ist die Funktion von Verwandtschaftsnetzwerken als verlässliche Basis von Hilfeleistungssystemen weniger tangiert worden. Diese drohen sich aber in Bezug auf das Personal auszudünnen und damit eine neue Form sozialer Ungleichheit heraufzubeschwören.

Es ist durch viele Untersuchungen gesichertes Wissen, dass die über die Filiation vermittelte verwandtschaftliche Sozialbeziehung zwischen den Menschen auch in fortgeschrittenen Wohlfahrtsstaaten eine besondere Bedeutung behalten hat (Kohli 1999; Motel/Szydlik 1999). In Bezug darauf kann man wohl am überzeugendsten der These von einem Zerfall der Familie entgegentreten. Intergenerationale Beziehungen und darüber hinaus reichende Verwandtschaftsbeziehungen stellen nach wie vor ein wichtiges regulatives Element sozialer Strukturen und sozialer Hilfeleistungs- und Unterstützungssysteme dar (Nave-Herz 1998). Das stark gesunkene Risiko, den Partner oder die Kinder schon in einem jungen Alter zu verlieren, hat dabei zweierlei bewirkt: eine Ver-

stetigung und Dauerhaftigkeit der verwandtschaftlichen Beziehungen und eine Verringerung des Personals.

In der Bundesrepublik beobachten wir ein mehr oder weniger starkes Absinken der Geburtenzahlen und der Familiengröße, die Kinderlosigkeit nimmt zu. Die Heiratsraten gehen zurück, und die Ehelosigkeit steigt. Gleichzeitig steigen die Scheidungsraten. Das erreichte Geburtenniveau sichert nicht mehr die Reproduktion der Bevölkerung. Doch es spricht sehr viel für die These, dass das Ausmaß gewünschter Kinderlosigkeit nach wie vor gering ist. Lebensplanung und tatsächliches Verhalten klaffen daher vielfach auseinander: Rosemarie Nave-Herz bringt diesen Sachverhalt und die Ursachen in dem folgenden Zitat auf den Punkt:

„Die steigende Kinderlosigkeit in Deutschland ist also kein Indikator für die Ablehnung einer Familiengründung, sondern für die immer noch hohe Akzeptanz des bürgerlichen Familienideals bei gleichzeitig starker Berufsorientierung der Frauen und fehlenden Infrastruktureinrichtungen für die Betreuung von Kindern“ (Nave-Herz 2002: 55).

In einem Vergleich europäischer Länder im Hinblick auf die Auswirkungen unterschiedlich ausgebauter Systeme zur Sicherung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf habe ich das hier skizzierte Szenario als „triple high-cost“-Situation charakterisiert (Huinink 2002). Es entspricht der Diagnose von Nave-Herz und manifestiert sich vor allem bei den Frauen. In der Bundesrepublik sind die Kosten, die ein Verzicht auf Kinder für die Frauen hat, in der Regel hoch. Das gleiche gilt für eine Aufgabe oder Einschränkung der Erwerbsbeteiligung. Schließlich sind Lösungen zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf teuer, da die institutionellen Angebote dazu dürftig sind und private Lösungen einen erheblichen finanziellen Aufwand erfordern.

Daher sehen wir uns in der Bundesrepublik, vor allem in den alten Bundesländern, der oben skizzierten Kluft gegenüber, ohne dass diese hinreichend überbrückt wäre. Das damit verbundene Dilemma für die individuelle Lebensplanung drängt viele Menschen zu einer Entscheidung zwischen Partizipation und Kinderlosigkeit oder Elternschaft und Ausstieg. Die Folgen davon sind empirisch eindeutig nachweisbar (Huinink 2002).

Wir erleben eine Polarisierung der Familienentwicklung in den alten Bundesländern der Bundesrepublik, wie zum Beispiel auch in der Schweiz, nicht aber etwa in Frankreich, Schweden und anderen skandinavischen Ländern. In Ländern und Bevölkerungsgruppen (Frauen mit höheren Bildungsabschlüssen), für die das Szenario der multiplen „high-cost“-Konstellation zutrifft, sehen sich die Betroffenen einer prekären Entscheidungssituation im Hinblick auf eine Mutterschaft und Erwerbsbeteiligung gegenüber. Frauen haben sich für das Engagement in einem oder im anderen Bereich zu entscheiden. Für welche Alternative, Beruf oder Familie, man sich entscheidet, hängt wahrscheinlich stark von individuellen Präferenzen der Frauen und ihrer Partner, aber auch von der Einkommenslage der Partner ab (Kreyenfeld 2002).

Eine Gewichtung der schwer gegeneinander bilanzierbaren Einbußen durch Kinderlosigkeit auf der einen und Beeinträchtigungen im Beruf auf der anderen Seite ist kaum möglich. Wenn man sich aber für eine Alternative unter Inkaufnahme gravieren-

der Nachteile in Bezug auf die nicht gewählte Alternative entscheidet, dürfte man versuchen, die Vorteile aus der gewählten Alternative zu optimieren. Die Ansprüche an Beruf und Elternschaft sind ohnehin hoch. Das begründet die behaupteten Polarisierungstendenzen: Entweder widmet man sich voll dem beruflichen Engagement oder einer Familie mit meist mehr als einem Kind. Eine Spaltung der Gesellschaft in einen kleiner werdenden familiennahen und einen wachsenden familienfernen Teil der Bevölkerung deutet sich damit an.

Meine Analysen des europäischen Vergleichs zeigen aber auch: Wohlfahrtsstaaten sind unterschiedlich erfolgreich, Lösungen bereitzustellen, die Entscheidungsdilemmata für die Menschen, die in ihnen leben, entschärfen. Der unterschiedliche Erfolg hängt vor allem davon ab, wie weitgehend familiäre und nichtfamiliäre Aktivitäten im Lebenslauf miteinander zu vereinbaren sind.

Im Zusammenhang damit lässt sich für die Bundesrepublik Deutschland die These formulieren, dass befriedigende Elternschaft zu einem Luxusgut zu werden droht. Nicht jeder kann es sich ohne weiteres leisten oder realisieren, ohne einer zumindest relativen ökonomischen und partizipativen Deprivation ausgesetzt zu sein. Die Realisierung wird auf der einen Seite sehr teuer – nicht zuletzt wegen der hohen Opportunitäts- und/oder Vereinbarkeitskosten – auf der anderen Seite gilt sie als hoch erstrebenswert, wenn auch nicht mehr unverzichtbarer Bestandteil der Lebensgestaltung.

Es gibt hierzu eine alternative, mit dem Kluft-Szenario zu vereinbarende Variante. Familie und Elternschaft kann umgekehrt als „Kompensationsgut“ im Sinne eines Rückzugsraumes angesehen werden. Sie wird möglicherweise von denjenigen nachgefragt, die eher schlechte Einkommensperspektiven haben und sogar materiell von Elternschaft profitieren können. Ein solcher Rückzug kann auch durch eine in Teilen der Bevölkerung immer noch anzutreffende, traditionell geprägte Familienorientierung begründet sein. Die Befundlage zu diesen Motivationsmustern der Familienentwicklung ist allerdings bisher nicht besonders gut.

Wir können schließlich noch einmal für die Bundesrepublik feststellen, dass die intergenerationalen Beziehungen und verwandtschaftlichen Transfersysteme ihre Bedeutung erhalten haben und einen hochgradigen Anteil an der gesellschaftlichen Wohlfahrt in der Bundesrepublik haben (Kohli 1999; Motel/Szydlik 1999; Szydlik 2000). Angesichts der Krise der Sozialversicherungssysteme muss man sogar die Frage aufwerfen, ob die Bedeutung der intergenerationalen Transferleistungen sogar wieder steigen könnte.

5 Schlussfolgerungen

Die bisherigen Überlegungen lassen viele Entwicklungspfade im Wandel des Verhältnisses der Familie zu einer sich fortschreitenden modernisierenden Gesellschaft offen. Auch wie sich familiäre Lebensformen in Zukunft verändern werden, kann nicht definitiv vorausgesagt werden. Vieles hängt aus meiner Sicht davon ab, wie es gelingt, die skizzierte Kluft im Sinne eines prekären Komplementaritätsverhältnisses familialer und

nichtfamiliärer Aktivitätsbereiche unter den Bedingungen der zunehmenden Inklusion der Menschen in letztere zu überbrücken.

Man darf mit Sicherheit ausschließen, dass die traditionelle „Lösung“, welche die bürgerliche Familie bereitstellte, noch tragfähig ist oder wieder an Bedeutung gewinnen wird. Umgekehrt ist es wenig wahrscheinlich, dass eine stärkere Inklusion des Mannes in den familialen Tätigkeitsbereich zu einer Lösung des Problems beitragen könnte, für beide Geschlechter eine zufriedenstellende zeitliche Verteilung des Engagements innerhalb und außerhalb einer Familie zu erreichen. Es hängt daher sehr viel davon ab, wie weitgehend und wie kostengünstig die Vereinbarkeit familialer und nicht-familialer Aktivitäten durch den Markt und durch staatliche Institutionen ermöglicht wird. Dieses kann heute nicht mehr von der Familie selbst geleistet werden, sondern ist als besondere Aufgabe der Gesellschaft anzusehen.

Eine Gesellschaft, welche ein unmittelbares Interesse an der Realisierung befriedigender oder aus ihrer Sicht eher „gelingender“ Elternschaft hat, muss sich diesem Problem stellen. Die zentrale Schlussfolgerung aus den bisherigen Untersuchungen dazu ist, dass bis auf weiteres – und das erscheint auf den ersten Blick paradox zu sein – nur im Zuge einer weitreichenden De-Familialisierung, nämlich nur durch Regelungen zur Gewährleistung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen (und Männer), ein verändertes Geschlechtsrollenregime und eine fortbestehende Familienorientierung der Menschen in Einklang gebracht werden kann (Huinink 2002). Die immer wieder beschworene Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit der Familienentwicklung würde sich so verkleinern lassen, wie das Beispiel Schwedens und anderer skandinavischer Länder belegt. Darüber hinaus sollte bedacht werden, dass wahrscheinlich viele Frauen und ihre Partner von schwerwiegenden Entscheidungsproblemen befreit werden könnten, deren sich ein großer Teil von ihnen durch den fortwährenden Aufschub einer im Prinzip gewünschten Elternschaft zu entziehen versucht. Das Ergebnis ist häufig Kinderlosigkeit.

Literatur:

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt.
- Beck-Gernsheim, E. (1988): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Un-
abhängigkeit. München.
- Beck-Gernsheim, E. (1998): Was kommt nach der Familie? München.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (1994): Fünfter
Familienbericht. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft
des Humanvermögens. Bundestags-Drucksache Nr. 12/7560. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2002): Gerech-
tigkeit für Familien. Zur Begründung und Weiterentwicklung des Familienlasten-
und Familienleistungsausgleichs. Bd. 202. Berlin.
- Coleman, J. (1986): Die asymmetrische Gesellschaft. Vom Aufwachsen in unpersönli-
chen Systemen. Weinheim.

- Coleman, J. (1990): Grundlagen der Sozialtheorie. Band I. München.
- Crenshaw, E. (1989): The Demographic Regime of Western Europe in the Early Modern Period: A Review of Literature. In: Journal of Family History, 177-189.
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2002): Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Frankfurt/M.
- Huinink, J. (1995): Warum noch Familie. Frankfurt/M.
- Huinink, J. (2002): Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. In: N. Schneider, H. Matthias-Bleck (Hg.): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Opladen, 49-74.
- Huinink, J.; Konietzka, D. (2002) Lebensformen und Familiengründung. Nichteheleche Elternschaft in Ost- und Westdeutschland in den 1990er Jahren. Manuskript. Rostock.
- Kaufmann, F.-X. (1988): Familie und Modernität. In: K. Lüscher, F. Schultheis, M. Wehrspaun (Hrsg.), Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik einer Übergangszeit. Konstanz, 391-415.
- Kaufmann, F.-X. (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München.
- Kohli, M. (1999): Private and public transfers between generations: Linking the family and the state. In: European Societies, 81-104.
- Kreyenfeld, Michaela (2002): Time-squeeze, partner effect or self-selection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany, In: Demographic Research. 7:2, 15-48.
- Meyer, Th. (1993): Der Monopolverlust der Familie. Vom Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 23-40.
- Miegel, M.; Wahl, S. (1996): Das Ende des Individualismus. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst. München/Landsberg am Lech.
- Motel, A.; Szydlik, M. (1999): Private Transfers zwischen den Generationen. In: Zeitschrift für Soziologie, 3-22.
- Nauck, B. (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 407-435.
- Nave-Herz, R.; Daum-Jaballah, M.; Hauser, S.; Matthias, H.; Scheller, G. (1990): Scheidungsursachen im Wandel. Eine zeitgeschichtliche Analyse des Anstiegs der Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld.
- Nave-Herz, R. (1998): Die These über den „Zerfall der Familie“. In: J. Friedrichs, M. R. Lepsius, K. U. Mayer (Hrsg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Opladen, 286-315.
- Nave-Herz, R. (2002): Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.), Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Stuttgart.

-
- Szydlik, M (2000): Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen.
- Szydlik, M. (2002): Familie – Lebenslauf – Ungleichheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B22-23, 7-9.